

Kohäsion durch Koexistenz?

Situierungen im Suburbanen

Angelina Göb

Funktionales (Zusammen-)Leben?! – Lebenswelten in der Suburbia

»Das Leben ist hier so ganz angenehm.« (Hr. Dedendorf¹)

Wer lebt wie im suburbanen Raum und was macht das Leben für Bewohner*innen hier so angenehm? Folgt man Herrn Dedendorfs weiterführender Erzählung, ist es das »Relative«, das den Standort – im Vergleich zu Stadt und Land – aus- und eine gewisse Lebensqualität erwartbar macht. Darunter fällt auch das Kriterium der »Nähe zu«. Dieses bezieht sich auf die Lage und Erreichbarkeit von elementaren Grundversorgungseinrichtungen im und um den Wohnort. Die damit in Zusammenhang gebrachten Vorteile gelten deswegen auch als Hauptmotive des Zuzugs sowie des Bleibens. Diese Eigenschaften der Suburbia² wirken sich zudem erleichternd auf die Ausbildung konstanter Alltagsarrangements der Bewohnerschaft aus. Auch wenn dem Wohnort in den Beschreibungen keine Begeisterung entgegengebracht wird, »kann man hier ganz zufrieden sein« (Hr. Dombrindt), weil Funktionalität gewahrt ist, Pragmatismus Vorrang vor Prestige eingeräumt wird. Neben den räumlich-strukturellen Gegebenheiten der Suburbia verweisen Bewohner*innen wie Frau Quandt ebenso auf sozial-strukturelle Gelegenheiten der Verhältnismäßigkeit, also, dass es »sehr angenehm [ist], trotz der Dichte, das Kennen der Gesichter, manchmal auch die Namen. [...] Ich finde das angenehm, dass man aufeinander irgendwie reagiert, aufmerksam ist, sich aber auch in Ruhe lässt.« Diese Schilderung impliziert eine Störungs- und Konfliktfreiheit im Zusammenleben als soziale Praxis, die offenbar vorausgesetzt werden kann. So scheint das angenehm

1 Bei den im Text angeführten Zitaten handelt es sich um Interviewpassagen von Untersuchungsteilnehmenden (Pseudonyme) aus der Dissertationsschrift der Autorin.

2 Im Folgendem werden die Begriffe suburbaner Raum und Suburbia synonym benutzt. Bezugspunkt in diesem Beitrag sind immer die von mir untersuchten Räume, weshalb eine Generalisierung und Übertragbarkeit auf andere suburbane Raumtypen nicht direkt möglich ist.

empfundene Leben von Einzelnen das Bedürfnis der gesamten Bewohnerschaft wiederzuspiegeln – fraglos, weil gewöhnlich funktionierend. Fraglosigkeit bestimmt vordergründig auch das Erleben der alltäglichen Lebenswelt, der »vornehmlichen und ausgezeichneten Wirklichkeit«, an der alle Menschen in »unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr« teilnehmen (Schütz/Luckmann 2017: 29). Gelesen als Lebenswelt, sind suburbane Räume »sowohl der Schauplatz als auch das Zielgebiet meines und unseres wechselseitigen Handelns« (ebd.: 32) und somit Ergebnis wie Bedingung eines »angenehmen Lebens«.

Da die meisten Studien mit Raumbezug auf »die Stadt« oder »das Land« fokussiert sind, liegt kaum empirisches Material über Einstellungs- und Handlungsweisen von Vorstadtbewohner*innen, über deren lokalen sozialen Zusammenhalt, dessen Ausgangspunkte und Ausprägungen vor (Lupi/Musterd 2006: 802) – das gilt insbesondere für die deutsche Suburbia-Landschaft. Auf dieses Forschungsdesignerat gehe ich in meinem Beitrag ein. Entlang einer qualitativ-ethnographischen Studie, deren Untersuchung zwischen 2017 und 2020 lief, zeige ich, wie Bewohner*innen sich und andere in den von mir untersuchten suburbanen Räumen positionieren und welche Figurationen des Zusammenhalts dies generiert. Bei den Untersuchungsräumen handelt es sich um zwei kleinstädtische Ortsteile, die am Außenrand (nordöstlich bzw. südwestlich) der administrativen Stadtgrenze Hannovers liegen. Beide Siedlungsbereiche sind in den 1950er/60er-Jahren planmäßig angelegt, im 10-Jahres-Turnus mit neuen Wohnquartieren erweitert und sukzessive mit grundzentralen Funktionen angereichert worden (RROP 2016). Aufgrund ihrer Anbindung und Ausstattung können Altwarnbüchen (Gemeinde Isernhagen) und Hemmingen-Westerfeld (Stadt Hemmingen) als »zukunftsfähige Selbstläufer in hochattraktiven Lagen« (BMVBS 2013: 134) im engeren Pendlerverflechtungsraum einer Großstadtrektion klassifiziert werden (BBSR: o.J.). Das Forschungsdesign zur Rekonstruktion von Wirklichkeitskonstruktionen der Teilnehmenden war explorativ angelegt (Lamnek 2005; Helfferich 2011) und verfolgte das Ziel, Wahrnehmungs- und Aneignungsweisen der Bewohner*innen, ihre Deutungs- und Handlungsmuster vom bzw. im Suburbanen offenzulegen. Die Datenerhebung ist mit 45 Teilnehmer*innen in einem auf Breite und Vielschichtigkeit angelegten, theoretisch begründeten Sample³ umgesetzt worden. Drei Erhebungsinstrumente kamen zur Anwendung, die für die Auswertung miteinander trianguliert worden sind (Flick 2008): explorative Interviews (Honer 1994), um das subjektive Erleben und Bewerten der Teilnehmenden herauszustellen, Aktionsraumkarten (Göb 2021), um Aufschluss über den Raumgebrauch in Form von kartographisch und verbal

3 Das Sampling umfasste die Kriterien: Alter und Geschlecht (Befragte zwischen 17 und 86 Jahren), deren Haushaltsform (Single, Paare und Familien) sowie Wohndauer (zwischen 3 Monaten und 65 Jahren) und -form (Ein-, Zwei- oder Mehrfamilienhaus, differenziert nach Miete und Eigentum).

kommunizierten Aktivitäten zu erhalten, sowie Go-Alongs (Kusenbach 2008), um Alltagspraktiken mitzuerleben und diese *in situ* nachvollziehen zu können. Die Datenauswertung erfolgte mittels dokumentarischer Methode (Nohl 2017) und der dichten Beschreibung (Geertz 1979) zur Aufdeckung der Modi (»Was« und »Wie«) und Motive (»Warum«), die hinter dem Gesagten, Gezeichneten und Getanen stehen.

In meinem Beitrag gehe ich nun auf folgende Punkte ein: Nach Erläuterung der Begriffe Gemeinschaft und Zusammenhalt stelle ich den für die Auswertung verwendeten Interpretationsrahmen vor. Dieser hat sich aus dem empirischen Material ergeben und setzt sich aus den Achsen »Haltungen« und »Handlungen« zusammen. Entlang dieser analytischen Zweiteilung werden die Befunde vorgestellt. Im Anschluss zeige ich die Positionierungen der Bewohner*innen (idealisierte »Zusammenhalts-Typen«) in den untersuchten suburbanen Räumen auf. Ich schließe mit einem Fazit, indem ich auf die Bedeutung und Bewertung des Zusammenlebens im Suburbanen sowie offen gebliebenen Fragen zum Titel des Beitrags »Kohäsion durch Koexistenz?« eingehe.

Gemeinschaft und Zusammenhalt vor Ort – der Interpretationsrahmen

»Das [hier] ist ein Gebilde mit Menschen, die sich kennen und die mehr oder weniger etwas miteinander zu tun haben.« (Fr. Gilles)

Erzählen, Abbilden, Machen konstituiert Kultur, konstituiert Gemeinschaft. Blokland definiert daher »Gemeinschaft als Kultur – als geteilte Symbole und symbolische Praktiken« (2017: 53); Gemeinschaft als relationale Figuration der (Re-)Produktion (ebd.: 45), deren Konstanz im Wandel liegt. So bildet sich Gemeinschaft auf der Grundlage öffentlich abgestimmter Orientierungsschemata (Werte und Normen), die im Rahmen der Sozialisation erlernt und in der individuellen wie kollektiven Aneignung aktualisiert werden. Im Anschluss daran stellt sich die Frage, welche Formen von Gemeinschaft sich in suburbanen Räumen ausbilden können und wie diese hergestellt werden. Jupp unterscheidet allgemein zwischen einer »community cohesion« und einer »social cohesion« (Jupp 2007: 24). Erstgenannte Form beschreibt den Zusammenhalt zwischen soziokulturell differierenden Gemeinschaften durch lose Bindungen (weak ties) in Netzwerken (Granovetter 1973) zu einem kohärenten Ganzen (bridging), während letztgenannte Form auf enge Beziehungen zwischen Personen bzw. in Gruppen zur Ausbildung eines wechselseitigen Vertrauensverhältnisses eingeht (bonding). Die Zusammenhaltssemantik zielt insofern auf Prozesse der In- und Exklusion; das dialektische Verhältnis von Konsens und Konflikt in der Gesellschaft. In Antizipation auf das erhobene Material lässt sich bzgl. des Gemeinschaftsnarrativs feststellen, dass dieses als einstellungsbezogene Affirmation und

handlungsbezogene Orientierung allem Anschein nach nur von einigen wenigen der untersuchten Teilnehmenden explizit nachgefragt und für das Zusammenleben vor Ort als erforderlich erachtet wird: »eine Gemeinschaft bilden, [...] das wird hier gar nicht gewollt, also habe ich das Gefühl. Jeder lebt für sich allein, kämpft für sich allein. [...] Und das finde ich so schade, dass es keine Gemeinschaft, so wie früher im Dorf, [mehr gibt]« (Fr. Jaeger). Wenn befragte Vorstädter*innen dies artikulieren, dann im Zusammenhang mit einer negativ empfundenen Veränderung des Ortes, seiner Bewohnerschaft und ihrem Benehmen, ergo als Verlust (des Vergangenen) oder umgekehrt als Priorisierung des Individuellen und Privilegierung des Privaten. Wechselt man den Maßstab und betrachtet die Nachbarschaftsebene⁴, zeigt sich, dass Gemeinschaft anders hergestellt, situativ erfahren werden kann. »Wenn sie abverlangt wurde, dann war diese Gemeinschaft da und im Übrigen war es die Distanz« (Hr. Ginter). Gemeinschaft emergiert in der Notwendigkeit, stellt sich jedoch als »unbewusste Gemeinschaft« dar (Hr. Frey), die erst im »Reden über« gegenwärtig wird. Die darüber hinaus geschilderten Vergemeinschaftungsprozesse der Untersuchungsteilnehmenden sind allerdings weniger auf den Wohnort Suburbia bezogen, sondern spiegeln sich in der Ausbildung regionalisierter Aktionsräume und globalisierter resp. digitalisierter Netzwerke wider (Scheiner 2018: 73; Hesse 2018: 2630). Dennoch erwartet man voneinander vor Ort: »ein freundliches Miteinander und nicht [ein] Gegeneinander, eine gewisse gegenseitige Wertschätzung und dann muss es eigentlich super funktionieren« (Hr. Jungbauer). Dieser Kurzeinstieg zeichnet ein ambivalentes, vielleicht sogar gespaltenes Bild von der suburbanen Bewohner- bzw. Gemeinschaft nach, die, so die Annahme, weniger verloren geht, als dass sie sich aufgrund verschiedener, veränderter Sichtweisen auf bzw. einem Bedürfnis nach Zusammenhalt transformiert.

Wie sich das Zusammenhalten innerhalb sozialräumlicher Einheiten wie der Suburbia darstellt, ist weitestgehend unerforscht. Die anschließende Auswertung versucht mittels einer Sekundäranalyse des Datenmaterials dieser Forschungslücke zu begegnen, erste Erkenntnisse für weitere Forschungsvorhaben zu liefern. Der hierfür erarbeitete Interpretationsrahmen ist im Sinne eines normativ-neutralen Konzepts⁵ (Forst 2020: 43) aufzufassen. Denn die in der Literatur häufig vorgebrachten zentralen Kriterien von Zusammenhalt, die auf enge soziale Beziehun-

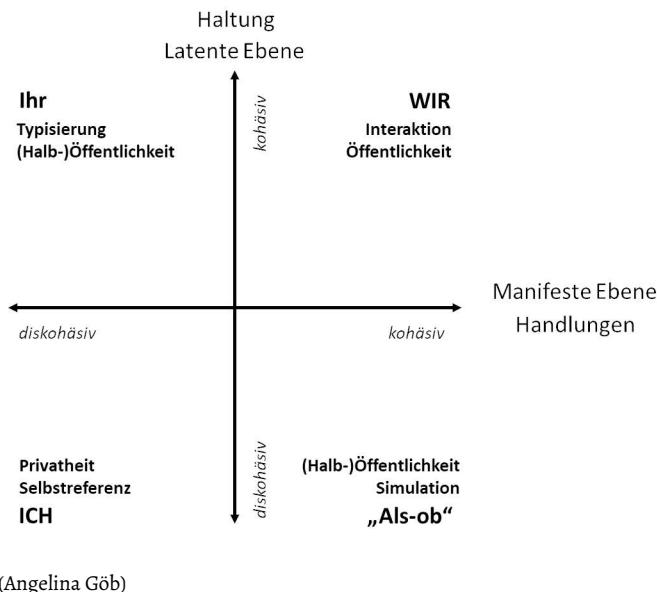
- 4 Nachbarschaft hier zu verstehen als unmittelbares Wohnumfeld, d.h. die Nachbar:innen im Haus oder nebenan sowie entlang der Straße bis hin zum Wohnquartier als Ganzem. Die Abgrenzung changiert bei den Teilnehmenden themenbezogen. Mit der Differenzierung der Suburbia in Ort und Nachbarschaft soll hervorgehoben werden, dass Unterschiede – soziale wie räumliche – zwischen verschiedenen Maßstabsebenen bestehen können und ggf. herauszustellen sind.
- 5 Das Konzept steht in Kontrast zur (normativen) Konzeption, welche die alltagssprachliche Verwendung des Begriffs »Zusammenhalt« resp. »Kohäsion« (hier synonym verwendet) zum Ausdruck bringt; dieser als positiver, anzustrebender Zustand bewertet wird.

gen, eine intensive emotionale Verbundenheit und eine ausgeprägte Gemeinwohlorientierung abstellen (Schiefer et al. 2012: 23; Arant et al. 2017: 24–40), nehmen auf ein gemeinsames Verständnis von Werten und Normen Bezug, das im Suburbanen, infolge vielfältiger sozialer wie funktionaler und städtebaulich-siedlungsstruktureller Ausdifferenzierungsprozesse, nicht ohne Weiteres vorausgesetzt werden kann (Frank 2018; Brake et al. 2001; Häußermann 2009; Münter 2014). Grundlegend für den Aufbau meines Interpretationsrahmens sind Haltungen (latente Achse) und Handlungen (manifeste Achse) der Bewohner*innen, die dis- bzw. kohäsiver Ausprägung sein können und die ich als konstitutiv für die Zusammenhaltsformierung ausgemacht habe.⁶ Analytisch separiert werden diese Ebenen einander gegenüber-, Befunde entlang der Achsen vorgestellt (Abb. 1). Aus den sich daraus ergebenden vier Feldern lassen sich idealisierte Typen – eines »Wir«, »Ihr«, »Ich« sowie ein hypothetischen »Als-ob« – ableiten. Das »Wir« beschreibt sichtbare Formen der Aufeinanderbezogenheit, Hilfe, Freundlichkeit und Verlässlichkeit durch den Aufbau sozialer Beziehungen mit Fokus auf den Wohnort als alltägliche Lebenswelt. Den Counterpart hierzu bildet das »Ich«, das Individualität und Selbstbezüglichkeit in der Valenz vor die Vergemeinschaftung setzt indem Kontakte und enge Bindungen vor Ort vermieden werden. Diese Felder bilden die Achse zwischen den Extrema von Solidarisierung und Entsolidarisierung, also dem Eintreten für Gemeinschaft, gemeinsame Interessen und Ziele einerseits und der bewussten Abkehr von einer kollektiven Verbundenheit, die Einheit erhalten und fördern soll andererseits. Das »Ihr« bezieht sich auf unkonkrete andere, denen bestimmte Funktionen und Verhaltensweisen zugeschrieben werden. Diese Kategorisierung ist abhängig davon, wie viel man von seinem Gegenüber durch persönliche Erfahrung mitbekommt (Ausbildung von Anonymitätsgraden). Unter »Als-ob« soll das Vortäuschen eines »Wirs« unter »Ich-Einstellung« verstanden werden, d.h. der Anschluss an eine Gruppe zur persönlichen Zielerreichung ohne kognitiv-affektives Involvement. In diesen vier Ausdrucksgestalten werden Zusammenhaltsformen evident, die sich in einem »Zusammenhalts-Kontinuum« aufspannen. Kohäsiv sollen solche Haltungen und Handlungen verstanden werden, die ein solidarisches Miteinander kennzeichnen und das Zusammenleben konstruktiv beeinflussen, diskohäsiv diejenigen, die ein konflikthaftes Gegeneinander prägen und sich destruktiv auf das Zusammenleben auswirken. Dieser Interpretationsrahmen wird nachfolgend herangezogen,

6 Mein Interpretationsrahmen überschneidet sich z.T. mit dem Modell von Forst (2020: 43), das fünf Dimensionen des Zusammenhalts beschreibt: individuelle und kollektive Haltungen gegenüber sich selbst und anderen (1), individuelle und kollektive Handlungen (2), Intensität und Reichweite sozialer Beziehungen und Netzwerke (3), institutionelle Zusammenhänge der Kooperation und Integration (4) sowie Diskurse in einer Gesellschaft über Zusammenhalt (5). Aus dem mir vorliegenden Material kann ich allerdings nur die ersten beiden Dimensionen als basal für einen sozialen Zusammenhalt ausmachen und entsprechend ausführen.

um empirisch aufzuzeigen, wie sich das Zusammenhalten, latent und manifest, im Kontext von Situierungen im Suburbanen äußert und durch welche Charakteristika sich Idealtypen in den untersuchten Gebieten konkret hervorheben, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den exemplarisch angebrachten Fällen bestehen.

Abb. 1: Interpretationsrahmen zur Illustration der Auswertungsebenen »Haltungen« und »Handlungen« (schematische Darstellung).



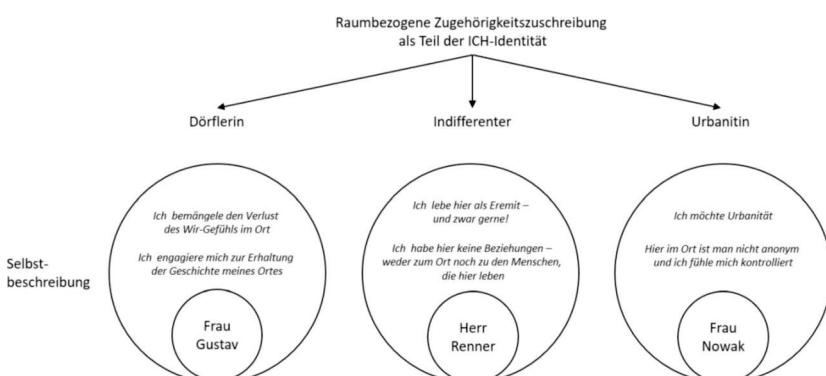
Haltungen im Suburbanen – die latente Ebene des Zusammenhalts

Um das Verborgene, die Einstellung der Untersuchungsteilnehmer*innen im suburbanen Raum sichtbar zu machen, ziehe ich ihre Selbst- und Fremdkategorisierung heran. In der Situierung von sich und anderen werden Zugehörigkeitszuschreibungen offenbar, Nähe-Ferne- und Vertrautheits-Fremdheits-Relationen, die zugleich als Abgrenzungsmechanismen fungieren.

»Also wir sind Hannoveraner und verstehen uns als Städter.« Herr und Frau Jungbauer identifizieren sich mit der Stadt Hannover, ihren Wohnort als stadtzugehörig. Frau Quandt fühlt sich »stadtrandmäßig« und Herr Althaus ist »Hemmingen«. Ihre personale Identität beinhaltet eine raumbezogene Komponente, die zur

Positionierung des Selbst verwendet wird. Unter den Bewohner*innen sind ebenfalls Personen, deren Selbstzuschreibung von ruralen Wesensmerkmalen geprägt ist. Zwischen diesen von Distinktion getragenen Zuordnungen stellt die eindeutige Identifikation des Raums und mit dem Raum, in dem man lebt, aber oft keine saliente Kategorie der Ich-Positionierung dar. Wenn doch, schreibt man sich mehr oder weniger direkt, eindeutig und konstant eine dörfliche oder urbane Identität zu, die mit stereotypen Eigenschaften hinterlegt ist. So präsentieren sich selbsternannte »Dörfler« zuvorderst anhand ihrer konservativen, traditionellen Einstellungen, die ausgerichtet sind an ihrem übergeordneten Bedürfnis nach Gemeinschaft, Sicherheit und Vertrautheit, gegenseitiger Unterstützung sowie normierter Verlässlichkeit. »Urbaniten« stilisieren sich vornehmlich als weltoffen, tolerant und selbstbestimmt mit einem weitläufigen, selbst gewählten sozialen Netzwerk, das auch raumgebunden wirksam werden kann, d.h. Integration überall und immer möglich macht. Die »Indifferenten« gehen davon aus, dass ausschließlich Funktionalität und Zweckorientierung für ein angenehmes (Zusammen-)Leben im Suburbanen ausschlaggebend sind; eine pragmatische Haltung bestimmt ihr Handeln ohne dabei Bezug auf Raumkategorien zu nehmen (Abb. 2). Daneben beeinflusst auch die unterschiedliche (wohn-)biographische Sozialisation und Präferenz für ein Leben im suburbanen Raum die Einstellung diesem gegenüber, was sich an seiner Attribuierung erkennen lässt. Bezeichnungen reichen von »großes Dorf« über »Zwitter« bis »Mikrostadt« und spiegeln Selbstverortungsvorgänge der Bewohner*innen wider.

Abb. 2: Raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen am Beispiel von drei Untersuchungsteilnehmer*innen (schematische Darstellung).



(Un)bewusst werden auch die anderen Bewohner*innen, denen man im Ort oder der Nachbarschaft begegnet, zugeordnet. Die voneinander getroffenen Kategorisierungen sind Identifikationen-bis-auf-Weiteres und basieren in erster Linie auf der binären Unterscheidung ähnlich/unähnlich. Diese Differenzierung wird stetig erweitert und ergänzt durch das, was man von den anderen im (öffentlichen) Raum wahrnehmen kann und wie sie sich im jeweiligen Kontext verhalten. Dadurch werden Zuschreibungen bei jedem Aufeinandertreffen reaktualisiert. Hierbei vereinfachen klischeehafte Selbst- und Fremdbilder die Zuordnung, reduzieren Komplexität in der sozialen Interaktion, schaffen Erwartungssicherheit. Hinzu kommt, dass aufgrund der sozialräumlichen Überschaubarkeit im Suburbanen das (Wieder-)Erkennen und Auskennen unkompliziert möglich ist. »Ich mag das, dass mich die Leute kennen, ich mag das, dass ich die Leute kenne« (Frau Jüngst). Gleichzeitig gilt: »ich mag meine Privatheit. Das ist für mich oberstes Gebot, absolute Maxime« (Hr. Frey). Das individuelle Erleben und Bewerten von sozialer Nähe kann sich mit der Zeit jedoch ändern. Erst »kennt man sich flüchtig und plötzlich kennt man sich dann besser, weil man sich einfach ein bisschen unterhält« (Fr. Klötsch). Und weil man sich zwangsläufig immer wieder sieht, ist man mehr oder weniger bekannt, weshalb die Kategorie »Fremder« im Ort nicht existiert. Bei dieser Einordnung handelt es sich um eine »knowing about« und nicht um ein »knowing« (Goffmann 1963: 119), eine »bloße Bekanntschaft« meist ohne tiefergehende Kenntnis des Gegenübers oder intensivierte Verbindung. Dieses Verhältnis stellt sich, trotz gelegentlicher Zu- und Fortzüge, quasi automatisch ein. Die Bedeutung, »alle zu kennen« entspricht also einem »categoric knowing« (Lofland 1973: 15), das ausreichend für eine Alltagsbewältigung auf Abstand ist. Die zurückhaltende, aber doch vertraute Einstellung einander gegenüber erhält auf der Maßstabsebene der Nachbarschaft zusätzliche Relevanz. So ist das Verhalten »minimalsympathisch« (Stichweh 2010: 173), beiläufig und gekennzeichnet durch ein »Grundfreundlichkeit und Grundehrlichkeit miteinander, weil wir hier ja auch alle ziemlich eng aufeinandersitzen« (Fr. Gilles). Bekanntschaftliche Vertrautheit geht von Gewöhnung aus, einem routinierten Erinnern, Erleben und Erwartenkönnen in angemessener Distanz: »man respektiert sich, ist auch freundlich aber lässt sich ansonsten auch so ein bisschen zufrieden« (Fr. Jablonski). Um dies zu erreichen, werden nicht nur kategoriale Grenzen gezogen. Bei den unmittelbar Nächsten kommen auch physische Barrieren wie Einfriedungen, Mauern und Hecken zum Einsatz. »Jetzt gucken wir nur über den Zaun und unterhalten uns schön. [...] Hauptsache: es ist friedlich und man streitet sich nicht und fertig« (Hr. Deden-dorf). Sich zu distanzieren und Konflikte zu vermeiden, gehört zur instrumentellen Funktion von Einstellungen. »Natürlich kenne ich auch viele schwierige Leute und jeder von uns kennt Problemsituationen, aber das empfinde ich auch als normal im Zwischenmenschlichen, also bei der Dichte. [...] Wir sind ja alle darauf angewiesen und viele vielleicht auch bemüht, gut miteinander klarzukommen« (Fr. Quandt).

Annehmlichkeiten erhalten, unbequemen Ereignissen aus dem Weg gehen, sind Strategien, die v.a. das Nachbarschaftsleben prägen. Konflikte sind nach Ansicht der Bewohner*innen dennoch nichts Ungewöhnliches. So »knallt es mal« zwischen verschiedenen Gruppen wie Jugendlichen und Erwachsenen aber, so Herr Rütten, es »ist trotzdem friedlich. Also wir leben gut miteinander zusammen.« Streitigkeiten, die durch unterschiedliche Situations- und Verhaltensbewertungen im Ort zutage treten, werden oft als bedeutungslos abgetan und sind alsbald vergessen. Dennoch nehmen Bewohner*innen Abgrenzungen durch eine aktive Konstruktion eines »Wir« und »Die« semantisch vor. Dadurch werden Differenzen markiert und gezeigt, welche Gruppe(n) die eigene soziale Identität prägen. So »ist [es] auch völlig normal: man ist außen vor, sobald man nicht drin ist.« Frau Assmann möchte sich (noch) nicht mit den »Familien« identifizieren, denn das »ist einfach nur so eine Gruppe [...]. Und ob die sich nun unbedingt so super doll mögen oder nicht, da habe ich manchmal das Gefühl, [das] ist irgendwie zweitrangig.« Zur besseren Integration ihrer Kinder möchte sie dies zeitnah ändern. Denn, »wenn man dann in so einer Gruppe ist, fühlt man sich ja auch wieder ganz anders und zugehörig und dann ist es vielleicht auch okay.« Herr Raabe fügt sich über verschiedene Ehrenämter in das Ortsleben ein und findet es wichtig, dass »man sich mit dem Ort hier identifiziert.« Vereine und Organisationen im Politik- und Freizeitbereich dienen der Bestätigung des Selbstkonzepts, verschaffen Anerkennung durch passive Gemeinschaft oder aktive Mitgestaltung des Zusammenlebens. Trotzdem: ein Leben in »öffentlicher Vertrautheit« (Blokland/Nast 2014) eines Sich-Kennens bringt eine überwiegend neutrale Haltung gegenüber anderen Bewohner*innen – sowohl auf Orts- als auch auf Nachbarschaftsebene – hervor. Man setzt auf Rationalität und Funktionalität, um »auf normalem, vernünftigem Wege« (Fr. Vohwinkel) miteinander klarzukommen.

Einstellungen prägen das Wahrnehmen, Denken und Handeln von Menschen, verweisen auf ihre Wertvorstellungen. Zusammenhalt wird, folgt man den befragten Vorstädter*innen, als Konzeption des Wünschenswerten, als grundlegend für die »Manifestierung von sozialer Solidarität« (Mann 1954: 168) angesehen. In der Externalisierung befürworten daher fast alle Bewohner*innen im suburbanen Raum ein Leben, das an einem Füreinander unter Bekannten ausgerichtet ist – auch, wenn es nicht oder nur teilweise ihrer eigenen Haltung entspricht (»diskohäsive« Ausprägung auf der Latenzebene im Interpretationsrahmen, Abb.1). Zusammenhalt wird als etwas Gutes, für das angenehme Zusammenleben Relevantes präsentiert. Das Miteinander auf Abstand bildet insofern einen Ausgangspunkt im lokalräumlichen Umgang, das affirmativ auf eine generelle Zusammenhaltserwartung zurückwirkt.

Handlungen im Suburbanen – die manifeste Ebene des Zusammenhalts

Die Praktiken der Bewohner*innen lassen sich anhand von sozialen Interaktions- und räumlichen Aneignungsmodi illustrieren. Im gemeinsamen Handeln werden Strategien für das Zusammenleben entwickelt und angewendet, die im Austausch hergestellt und in der Aushandlung modifiziert werden können. Reziprozität als soziale Norm schafft Verbindlichkeiten, die das Zusammenhalten als Tun beeinflussen, sich auf Beziehungskonstellationen und Bindungsintensitäten auswirken.

»Man hat hier alles, man hat hier wirklich alles.« Frau Reinhold bekräftigt wie alle Bewohner*innen, dass es vor Ort an nichts mangelt, dass ausreichend Gelegenheitsstrukturen zur Gewährleistung der Grundversorgung, wie auch Bildungs- und Freizeiteinrichtungen vorhanden sind. Dadurch, dass »alles da [ist], was man ständig braucht« (Hr. Dombrindt), muss der Wohnort nicht mehr unbedingt verlassen werden. Diejenigen, die vor Ort arbeiten oder bereits im Ruhestand sind, weisen größtenteils Aktionsräume auf, die auf den Ort begrenzt bleiben. Aber, »wenn ich einen Koller kriege, dann flüchte ich auch mal« (Fr. Jablonski). Wer immerzu anwesend ist, sucht auch immer mal die Abwesenheit: spontan oder geplant durch Reisen und Ausflüge oder wiederkehrend infolge des Arbeits- oder Freizeitpendelns. »Was Abendaktivitäten angeht, probieren wir [das] schon irgendwie in der Stadt zu machen, weil es auch mal eine schöne Abwechslung ist oder man will dann auch mal raus aus seinem eigentlichen Trott und dann will ich hier auch nicht abends alle andern treffen, die ich vielleicht kenne und mal andere Leute sehen« (Fr. Jüngst). Einen dauerhaften Wechsel streben die Bewohner*innen an, die den suburbanen Raum als Ort auf Zeit bewerten und finden, dass dieser nur »für Familie und Kinder perfekt [ist]« (Fr. Assmann). Wenn der Wohnstandort als »Schlafstadt« wahrgenommen wird, an dem die Leute »ab 18 Uhr bis 6:30 Uhr wohnen« (Fr. Gehring.) haben Bewohner wie Herr Oberhaus »nicht das Gefühl, dass die Leute hier eine besondere Bindung zu dem Ort aufgebaut haben.« Anwesend und doch abwesend sind diejenigen, die es sich in ihrem Zuhause »nett und passig« (Fr. Baal) gemacht haben und dieses gar nicht mehr verlassen wollen. So zeigt sich die größte Verbundenheit dort, wo man ungestört, mit seiner Familie ist. »Ein Haus mit Garten, in dem ich mich wohl fühlen kann, wo ich das nach meinen Vorstellungen gestalten kann« war Frau Gehring wichtiger, um sich heimisch zu fühlen als der Ort als solcher. Der private Raum offeriert Selbstbestimmtheit und Handlungsfreiheit und nimmt deshalb einen herausgehobenen Stellenwert unter allen Bewohnern*innen ein (auch bei »kohäsiver« Ausprägung auf der Manifestebene im Interpretationsrahmen, Abb.1). Die emotionale Bindung an die eigenen vier Wände als »Präferenzschicht« im Suburbanen (Göb 2021: 325; Göb 2019; Menzl 2007; Hahn/Steinbusch 2006), können und wollen nur die wenigsten auf ihre Nachbarschaft oder den ganzen Ort übertragen. Diejenigen, die sich über ihre Privatwelt hinaus doch mit der Ortsumgebung beschäftigen, dort kollektive Wirksamkeit erfahren oder Freundschaften aufbauen,

fühlen sich dieser dann aber auch stärker verhaftet. Für jene Personen ist der Ort – mit all den gebildeten Alltagsarrangements – außerdem weniger leicht zu substituieren, sondern feste Routine. Im Allgemeinen stellt sich eine eher funktionale Bindung zum Wohnort ein, die über die infrastrukturellen Verfügbarkeiten sichergestellt ist. Gleichwohl wächst mit steigender Wohndauer und intensivierter Ein gebundenheit bei vielen Bewohner*innen die territoriale Bindung bzw. das Zugehörigkeitsempfinden. Dieses spiegelt sich, auch bei nicht ganz freiwilligem Zuzug, in dem Wunsch, dort wohnen zu bleiben. Ein wichtiger Faktor in dem Zusammenhang stellt die Gewöhnung dar. So werden Störungen mit der Zeit nicht mehr als solche wahrgenommen (passive Anpassung) oder durch Veränderungsmaßnahmen beseitigt (aktive Anpassung). Zum Ankommen und Bleiben-wollen gehört für die meisten Bewohner*innen auch die Etablierung eines sozialen Netzes im Ort bzw. in der Nachbarschaft. Das Bedürfnis nach Anschluss motiviert dazu, Beziehungen unterschiedlicher Intensität einzugehen. »Meine Frau hat vor einigen Monaten eine junge Familie an der Omnibushaltestelle kennengelernt. [...] Und seit der Zeit sind diese junge Familie und wir, als Senioren, gewissermaßen befreundet« (Hr. Lingen-Issel). Mit Nachbar*innen will man hingegen keine Freundschaften ausbilden. Zu viel Nähe – sozial wie räumlich – wird wechselseitig nicht gewünscht, sogar vermieden. Spontane Treffen, zum Kaffee oder Grillen sind in Ordnung, solange daraus keine Verpflichtungen entstehen. Obwohl das »nette Menschen« sind, »mag ich es nicht, wenn mir meine Nachbarn erzählen, wie ich meinen Garten machen soll. [...] Ich habe auch gerne meine Privatsphäre« (Fr. Jablonski). Soziale Kontrolle wird v.a. von freiheitsliebenden Bewohner*innen, die gerne anonym bleiben wollen, negativ bewertet. »Das wird schon sehr genau beobachtet, wie man lebt und wer kommt und wie lange und, ob man jetzt jeden Tag mit dem Fahrrad fährt... auch bei Regen, das ist dann etwas Außergewöhnliches« (Fr. Nowak). Andererseits wird soziale Kontrolle geschätzt, wenn die Nachbarschaft Teil des sozialen Gefüges ist. »Man würde sofort wissen, was, wo, wann, wie passiert ist, oder man würde gewarnt werden vor irgendwelchen Sachen« (Fr. Klötsch). Das Instrument der sozialen Kontrolle dient der Sanktionierung von Fehlverhalten und schafft gleichzeitig Verlässlichkeit. »Ich denke der Frieden in der Gemeinschaft ist mehr gewahrt, wenn man weiß, dass die Leute sich alle vorsehen und sich alle [an die Regeln] halten, weil sie wissen, dass die anderen da ein Auge draufhaben« (Fr. Gilles). Weil man sich die Nachbar*innen nicht aussuchen kann, muss man sich irgendwie arrangieren, (in)formelle Regeln vereinbaren. Dabei werden gewisse Prinzipien in der zumeist unbewussten Aus handlung permanent (re)produziert und nehmen Einfluss darauf, in welcher Nachbarschaft Straßenfeste organisiert, Spielerunden abgehalten oder Stammtische ge gründet wie beigehalten werden. In der Art und in dem Maße, wie sich die Zusammensetzung der Bewohnerschaft ändert, können sich auch Verhaltenskodizes und raumbezogenen Normen ändern. In dem Zusammenhang fällt auf, dass die »relative Homogenität« in der Nachbarschaft auf eine »gemäßigte Heterogenität« der

Ortsebene trifft (Göb 2021: 340), Gleichgesinnte im Wohnumfeld gesucht, oft gefunden, manchmal gebraucht aber immer gesehen werden. Im Ort beschränken sich Begegnungen meist auf flüchtige Passagen mit einem »Hallo und Tschüss. Also der Kontakt, bis auf Grüßen und mal so ein bisschen..., kaum.« (Fr. Richartz) Dennoch konstatiert nicht nur Frau Reimann, dass man noch nicht einmal ungestört einkaufen gehen kann, denn, »wenn man durch den Ort geht, trifft man immer einen.« Diese oberflächlichen, kontextuellen Bindungen manifestieren sich in einer institutionalisierten Bekanntschaft symbolisiert im Gruß. Diese Geste spiegelt gleichzeitig Anerkennung wie Distanzierung wider und erlaubt den sich Begegnenden eine Fortsetzung der Interaktion durch Anschlusskommunikation oder deren Abbruch durch Weitergehen. Grüßen kaschiert insofern die Unterschiede zwischen Bewohner*innen, indem sie sich öffentlich gleichbehandeln. Auf der Nachbarschaftsebene verhält es sich ähnlich. »Man kann sich ganz normal ›Guten Tag, guten Weg‹ sagen, mal zehn Worte wechseln, sich mal über etwas austauschen und dann spricht man erst wieder in zwei Wochen miteinander. Aber nicht, weil man sich nicht mag, sondern weil wir es einfach so halten. So ein Verhältnis ist das« (Fr. Gilles). Dennoch nehmen Nachbar*innen einen besonderen Stellenwert im Alltag ein, weil man diese viel häufiger trifft und »viele Dinge weiß über seine Nachbarn, die man vielleicht gar nicht wissen will« (Fr. Jablonski). Nachbarn sind außerdem Bekannte mit Zusatzfunktionen, an die spezifische Ansprüche gestellt werden: Sie sollen Hilfe und Unterstützung leisten (z.B. Blumen gießen, Pakete annehmen, Wohnungsschlüssel aufbewahren), Aufpassen und als Sozialisations- und Kommunikationskontakt dienen (Hamm 1973; Menzl 2007) – aber nicht ungefragt, sondern erst, wenn es notwendig erscheint. »Was nützen uns unsere Kinder, die 500 Kilometer entfernt sind. Im Notfall braucht man die Nachbarschaft« (Fr. Ribbek).

Das Einzige, was im kleinräumigen Zusammenleben festgeschrieben zu sein scheint: Abstandthalten als Praxis der Distanzierung. Baumgartner beschreibt dieses Verhalten als »culture of avoidance« (Baumgartner 1988: 11), als typisch suburban. Dabei ist die Vermeidungskultur auf moralischen Minimalismus und Gleichgültigkeit gegenüber anderen – Bewohner*innen wie Nachbar*innen – ausgelegt, die es ihnen ohne Rechtfertigung ermöglicht, ungestört und für sich bleiben zu können. Soziale Ausweichstrategien und physisch-materielle Grenzsetzungen schaffen Abstand, wobei die reziproke Beurteilung der Distanz-Adäquanz in der Nähe-Ferne-Relationierung implizit mit ausgehandelt wird. Dabei ist die Institution der Bekanntschaft eine unter Bewohner*innen anerkannte Form der Begegnung, um »die Differenz zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen [zu] überspiel[en]« (Stichweh 2010: 173), Vertrauen in der Öffentlichkeit zu etablieren (Göb 2021: 287).

Selbstverortung im Suburbanen – zur Zusammenhaltsfiguration

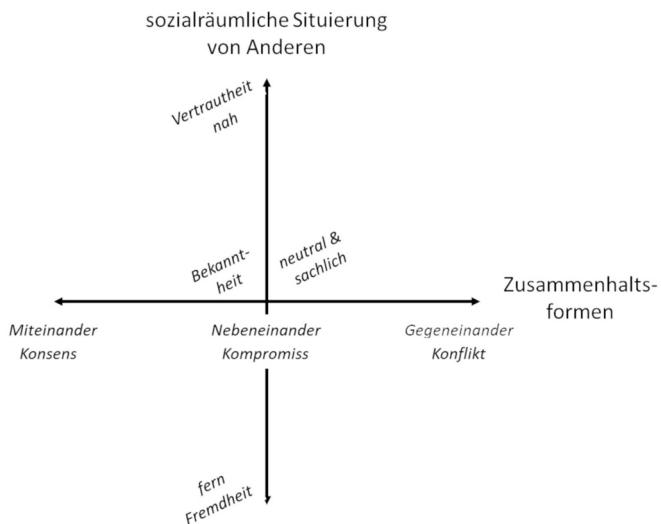
»Das Zusammenleben, das zusammen Leben... Lebe ich gerne mit Menschen zusammen?« (Fr. Gehring)

In der Selbstverortung von Bewohner*innen wird ihre jeweilige räumliche Präferenzschicht und soziale Bedürfnisdisposition sichtbar. Hier zeigt sich, wer eher innen-, wer außenorientiert agiert, wer intro-, wer extravertiert ist, Vertrautheit oder Anonymität sucht. Festzuhalten ist, dass sich durch Selbstexklusion oder Integration alle Bewohner*innen im Suburbanen einfinden können und sich den Raum schaffen, der zu ihnen passt. Mithilfe der vorgestellten Distanz- und Distanzierungsmaßnahmen (»Coping-Strategien« von Haltungen und Handlungen) kann eine Kongruenz von Raum und Selbst hergestellt werden. Da sich Bedürfnisse je nach Lebensphase, individuellen und sozialen Entwicklungen, den damit einhergehenden Anforderungen (strukturellen Restriktionen und Möglichkeiten) und Ressourcen (zeitlich, personell, finanziell) ändern können, können sich auch Verhaltensweisen der Bewohner*innen, ihre sozialräumlichen Positionen verändern. Die vorangegangenen Erläuterungen entlang der Achsen des Interpretationsrahmens veranschaulichen dies und zeigen, dass unterschiedliche, nicht immer eindeutig zuordenbare dafür wandelbare Ausprägungsformen von (dis-)kohäsiven Haltungen und Handlungen im Suburbanen in Erscheinung treten. Das wird in der Gegenüberstellung der Ebenen und der Ableitung von Idealtypen nachvollziehbar (Abb. 1), wenngleich reine Typen empirisch nur bedingt zu finden sind. Dessen ungeachtet besteht der Mehrwert des vorgestellten Interpretationsrahmens im Sichtbarmachen von kontextualisiert verteilten Situierungen von Bewohner*innen, d.h. potenziell wirksam werdenden Zusammenhaltsfiguren im lokalen Zusammenleben (Abb. 3). Diese werden im Folgenden, durch die tentative Zuordnung von vier Untersuchungsteilnehmer*innen zu den Idealtypen, exemplarisch erläutert.

- »Als-ob«-Typen tauchen in meiner Untersuchung empirisch nicht auf, werden aber im selbstreflektierenden Erzählen einiger Bewohner*innen als strategisch günstig für die Umsetzung des eigenen Lebensentwurfs vor Ort angeführt. So meint Herr Frey, dass er vorteilhafte Chancen zur Distinktion im Ort versäumt habe, weil er sich nicht integriert hat. Er verweist auf andere, »die durch eine [politische Partei] mehr Gruppenbildung hatten, d.h. die Partei als Integrationsfaktor beim Zusammenleben [genutzt haben]«. In ähnlicher Weise hebt er die habituell prestigeträchtige »Tennisgruppe« hervor, zu der er besser gehört hätte, um mehr Gehör im Ort zu erhalten. Stattdessen lebte er v.a. auf die Nachbarschaft bezogen, aber weniger zurückgezogen als

- Herr Renner, der ein bekennender »Ich«-Typ ist. Zum Zusammenleben im Ort und in der Nachbarschaft »kann ich nichts sagen, denn ich wohne hier praktisch als Eremit.« Er sucht keinen Kontakt, sondern Kontemplation, weshalb er immer und überall sein »eigenes Ding gemacht [hat]«, ohne Kontakte aufzubauen. »Zuhause ist hier meine Burg« in der er sich mit über 15.000 Büchern verschanzt hat. Früher war er Landestrainer, sein Beruf die Familie. Heute lebt er allein und zurückgezogen ohne etwas zu vermissen. Mit seinem Arrangement ist er »glücklich und zufrieden« genau wie
- Frau Klötsch. Sie ist ein »Wir«-Typ, denn: »Ich habe hier alles. Ich habe hier einen neuen Freundeskreis, ich habe meine Familie hier, ich habe eigentlich alles«. Sie bekleidet neben ihrer Arbeit ein Amt im Ortsrat und engagiert sich »im Kindergartensegment«. Sie spielt das »Mama-Taxi«, kennt daher alle anderen Eltern, hilft bei Festen im Ort mit und veranstaltet jedes Jahr private Flohmärkte sowie Partys in der Nachbarschaft. Sie ist aufgrund ihrer unterschiedlichen Rollen bekannt – auf verschiedenen Maßstabsebenen, in verschiedenen Kontexten – und wird überall begrüßt. Aufgrund ihrer öffentlichen Stellung wird sie manchmal auf der Straße angegangen, worauf sie dann erwidert: »Ey, irgendwann bin ich auch mal privat da, da muss ich dann nicht mitten auf dem Marktplatz angeschrien werden für irgendetwas.«
- Eine solche Erfahrung teilen die »Ihr«-Typen nicht. Diesem Typ können die meisten Bewohner*innen im Sample zugeordnet werden, z.B. Frau Gilles. Ihr Verhalten ist von Vernunft und Sachlichkeit geprägt. »Man kann Nachbarn haben, mit denen man eine Wellenlänge hat und mit denen man sich zum Kaffee trifft. Also da, wo ich eben über den Zaun geklettert bin. [...] Dann gibt es aber auch Nachbarn, [...] mit denen man eigentlich nichts zu tun hat, die eigentlich auch nicht groß daran interessiert sind, sich vernünftig mit einem auseinanderzusetzen. Also man hat hier eigentlich alles.« Da sie bislang immer im Dorf gelebt hat, vermisst sie diese »menschliche Wärme« und findet den Ort fast zu anonym, passt sich an das Verhalten ihrer Mitmenschen jedoch an. Öfter besucht sie ihre ehemaligen Nachbar*innen, hat sich aber auch Zuhause eingerichtet und sagt: »Ich freue mich über den Garten, freue mich, dass es da schön ist.« Generell gilt: »man sieht sich immer, grüßt sich.« Dieser minimalen wie beiläufigen Geste, die trotzdem eine Art situativen flüchtigen Zusammenhalt konstituiert, folgen alle Typen; sie verbindet und mediert zwischen verschiedenen Haltungen und Handlungen.

Abb. 3: Schematische Darstellung zur Veranschaulichung des Kontinuums sozialräumlicher Situierungen und Zusammenhaltsfiguration.



(Angelina Göb)

Vor Ort wird das Zusammenleben von dem Grundsatz getragen: »Wir möchten gerne mit allen Nachbarn in Frieden leben« (Hr. Ribbek). Daher ist die Begegnung in Bekanntschaft, in der Typenhaftigkeit der Ihr-Einstellung, die vorherrschende in den untersuchten suburbanen Räumen. Weil man sich nicht nicht begegnen kann, werden die anderen in ihrer »Funktion als« kategorisiert, was Sicherheit und Vertrautheit im Umgang vermittelt, ohne dass man sich mögen oder eng miteinander verbunden sein müsste. Eine oberflächliche, höfliche Distanziertheit, Toleranz und Neutralität in der Interaktion verweisen auf überwiegend zweckgerichtet Bindungen zwischen einander Bekannten, die je nach Bewertung der Situation, des Selbst und der anderen verschiedene Graduierungen annehmen können und sich in einer Integration (»Wir«-Typ) oder Isolation (»Ich«-Typ) darstellen (Göb 2021: 10). Zusammenhalt bedarf insofern keiner emotional, nah verbundenen Gemeinschaft, sondern ist in den untersuchten suburbanen Räumen v.a. durch ein Nebeneinander geprägt. Kohäsion in Form von Koexistenz schafft den gemeinsamen Nenner, auf den sich alle Bewohner*innen zur Etablierung eines angenehmen Zusammenlebens einigen können. Zusammenhalt erscheint überwiegend bedarfsorientiert und so hat »das suburbane Leben weder zu einer sozialen Krise geführt, noch hat es Gemeinschaft konserviert. Vielmehr repräsentiert es einen modernen, transformierten sozialen Zusammenhalt« (Lupi/Musterd 2006: 815). Suburbia symbolisiert offenbar ei-

ne »veränderte lokale Kohäsion, die als ›kollektive Organisation der Privatsphäre‹ bezeichnet werden kann« (ebd.: 815). In den Sprechakten der Bewohner*innen wird dennoch das Narrativ des Miteinanders gebraucht, das insbesondere der wechselseitigen Erwartungssicherheit, der Reduktion von Kontingenzen dient. Man möchte »das Gute« im anderen sehen, sich darauf verlassen können, aber (er)lebt dies im täglichen Tun, der flüchtigen Passage vor Ort normalerweise nicht. Eine Diskrepanz zwischen latenter und manifester Ebene ist gleichwohl unproblematisch, weil die Vorstellung, eine Gemeinschaft – nämlich eine »gute, zusammenhaltende« – zu sein ausreicht, um gut – nämlich angenehm, funktional-pragmatisch – zusammen- bzw. nebeneinander leben zu können. Sich auf Distanz begegnen, sich abgrenzen und ausweichen vermittelt genügend Vertrautheit, um sich öffentlich anerkannt zu fühlen. Koexistenz ist komfortabel, weil man kann, aber nicht muss.

Komfort im Kontinuum – Fazit und offene Fragen

»[Hier ist es] angenehm überschaubar doch ohne, dass man da jetzt voll selber mit drinsteckt. Das ist einem selbst überlassen.« (Hr. Jungbauer)

Zurückkehrend auf die Eingangsfrage meines Beitrags, lässt sich für das Leben im Suburbanen konstatieren: Man lebt für sich und doch zusammen in einer Lebenswelt, die das Zusammenhalten in Gemeinschaft – semantisch-normativ (als Miteinander) wie symbolisch-neutral (im Gruß) – möglich, aber nicht erforderlich macht. Limitierend an meiner Untersuchung ist, dass sich diese auf einen bestimmten Suburbia-Typ bezieht, der aufgrund seiner sozialräumlichen Überschaubarkeit die Grundlage für ein sich Er- und Auskennen sowie Anerkennen legt. Weil man sich kennt, vor Ort alles hat, und sich immer wieder sieht, soll Disharmonie vermieden und Distanz gewahrt werden. Distanziertheit ist hierbei neutral zu verstehen als der Abstand in der Haltung und Handlung der Bewohner*innen (sozial wie räumlich), der verschiedene Zusammenhaltsfiguren nebeneinander, auf unterschiedlichen Maßstabsebenen hervorrufen kann. Im Suburbanen zeigt sich Kohäsion primär als Koexistenz – zweckgerichtet resp. auf Abruf, weil diese wechselseitig erwartet wird und werden kann. Inwiefern das hier gezeigte Bild auf andere suburbane Räume übertragbar ist, die hinsichtlich ihrer Größenordnung, Lage sowie infrastrukturellen Ausstattung und Zusammensetzung der Bewohnerschaft differieren, ist noch zu untersuchen. Die in den hier vorgestellten Untersuchungsräumen vorliegenden Verstädterungsansätze legen, ausgehend von wohnbiografischen Erzählungen der Teilnehmenden, jedoch die Vermutung nahe, dass sich Stadtaußen- und -innenrand weder physisch-materiell noch hinsichtlich ihrer sozialen Praktiken wesentlich voneinander unterscheiden und somit ähnliche Zusammenhaltsmuster generieren. Wie sich dies in urbanen Nachbarschaften

und dörflich strukturierten Ortschaften verhält, ist ungeklärt und eröffnet ein interessantes Forschungsfeld für Vergleichsstudien. Die betrachteten suburbanen Räume nehmen jedenfalls eine intermediäre Stellung ein und repräsentieren eine Komfortzone, in der sich alle Bewohner*innen arrangieren und ein angenehmes Leben führen können. Als »Kann-Raum« liegt er unbestimmt, aber (inter)subjektiv bestimmbar im Kontinuum zwischen einem Hier und Dort, Ich und Wir, dem Städtischen und dem Ländlichen.

Kohäsion durch Koexistenz? Wie zuvor beschrieben, stellt sich die Zusammenhaltsformierung in der untersuchten Lebenswelt Suburbia zuvorderst als Nebeneinander dar, obwohl ein Miteinander proklamiert, befürwortet und erwartet wird. Daher die Frage: fehlt dem ausschließlich positiv besetzten Begriff des Zusammenhalts in seiner Verwendung nicht eine neutrale Ausprägungsvariante – ohne Angabe der Kohäsionsrichtung und -stärke –, die eine Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Haltungen und Handlungen als Norm(alität) miterfasst? Daran anschließend: inwiefern sind nicht alle in Abb. 3 aufgeführten Zusammenhaltsformen konstitutiv für die Ausbildung von sozialer Kohäsion, wenn diese im Kontinuum zwischen Konflikt (Gegeneinander) und Konsens (Miteinander) hergestellt werden kann? So kann Streit für das Zusammenleben produktiv sein, Innovationen und Transformationen vorantreiben. Genauso kann sich Solidarität zum Destruktiven wenden, wenn gemeinsame Werte »unzeitgemäß« sind aber nicht mehr hinterfragt werden. Zwischen diesen Extrema präsentiert sich die »Mitte« womöglich als Komfortzone, die einen »verlässlichen Zusammenhalt« offeriert, der neutral und bequem ist. Das Nebeneinander als »kleinsten gemeinsamen Nenner« der Bewohnerschaft scheint, folgt man den aufgeführten Befunden, ausreichend für ein angenehmes, funktionierendes Zusammenleben zu sein. Denn Gemeinschaft finden die meisten Bewohner*innen bei ihrer Familie und in ihren freundschaftlichen Netzwerken, die selten auf den Wohnort begrenzt sind. Eine Verbundenheit wird kaum auf den Ort, sondern vielmehr auf das eigene Heim oder ganz andere Identifikationsorte bezogen. Engagement ist möglich aber eine aktive Mitwirkung am Gemeindegeschehen geht oftmals, so stellt es auch Menzl fest, mit einem »ausgesprochenen Desinteresses an allem Öffentlichen« (Menzl 2007: 400) einher und zeigt sich meist erst bei direkter Betroffenheit und Maßnahmen, die den Alltag vor Ort erleichtern, bei strukturellen Barrieren ansetzen (z.B. bei Betreuungs- und Pflegeangeboten, der Schließung von Einrichtungen). Fehlt den Menschen im Suburbanen etwas, ohne dass sie dies bislang gemerkt haben? Sollte man in suburbanen Räumen mehr »positiven«, das Miteinander fördernden Zusammenhalt schaffen? Wenn ja, für wen und wer sollte dies anleiten, welche Partizipationsformate würden sich anbieten, um eine lebendige »Zusammenhaltskultur« zu entwickeln? Reicht nicht das Gespräch am Gartenzaun, beim Parken des Autos oder beim Einkauf, also im Nebenbei des Nebeneinanders? Muss implizites Bewohner- und Nachbarschaftswissen wirklich expliziert

werden und verbessert sich hierdurch das Zusammenleben nachhaltig und qualitativ? Viele Fragen für die Forschung, die es noch zu untersuchen gilt.

Literatur

- Arant, Regina/Dragolov, Georgi/Boehnke, Klaus (2017): Sozialer Zusammenhalt in Deutschland, Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Baumgartner, Matthew P. (1988): The Moral Order of a Suburb, Oxford: Oxford University Press, <https://doi.org/10.1093/sf/69.3.930>
- BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (o.J.): Laufende Raumbeobachtung – Raumabgrenzung: Großstadtregionen, <https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/forschung/raumbeobachtung/Raumabgrenzungen/deutschland/regionen/Grossstadtregionen/Grossstadtregionen.html>
- Blokland, Talja (2017): Community as Urban Practice (Polity Urban Futures), Cambridge: Polity Press, <https://doi.org/10.1111/1468-2427.12667>
- Blokland, Talja/Nast, Julia (2014): »From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin's Mixed Neighbourhoods«, in: International Journal of Urban and Regional Research 38 (4): Wiley, S. 1142–1159, <https://doi.org/10.1111/1468-2427.12126>
- BMVBS – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (2013): Suburbaner Raum im Lebenszyklus. Nr. 24/2013, https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/ministerien/bmvbs/bmvbs-online/2013/DL_ON_24013.pdf?__blob=publicationFile&v=3
- Brake, Klaus/Dangschat, Jens S./Herfert, Günter (2001): Suburbanisierung in Deutschland: Aktuelle Tendenzen, Wiesbaden, VS Verlag, https://doi.org/10.1007/978-3-663-11566-3_1
- Flick, Uwe (2008): Triangulation. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag, <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91976-8>
- Forst, Rainer (2020): »Gesellschaftlicher Zusammenhalt. Zur Analyse eines speziellen Begriffs«, in: Nicole Deitelhoff, Olaf Groh-Samberg, Matthias Middell (Hg.), Gesellschaftlicher Zusammenhalt. Ein interdisziplinärer Dialog, Frankfurt: Campus Verlag, S. 41–53.
- Frank, Susanne (2018): »Inner-City Suburbanization – no Contradiction in Terms. Middle-Class Family Enclaves are Spreading in the Cities«, in: Raumforschung und Raumordnung RuR 76 (2): oekom, S. 123–132, <https://doi.org/10.1007/s13147-016-0444-1>
- Geertz, Clifford (1979): Dichte Beschreibung, Frankfurt a. M. Suhrkamp.
- Göb, Angelina (2019): »Heimat im suburbanen Raum?! Heimisch zwischen Heim und HeimArt«, in: BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hg.), IzR – Informationen zur Raumentwicklung 2/2019: S. 48–57.

- Göb, Angelina (2021): Wahrnehmungsgeographische Studien Band 30 – Lebenswelten im Suburbanen – (Re)konstruktionen von Raum und Routinen am Rande von Hannover, Oldenburg: BIS-Verlag, <https://doi.org/10.15488/11882>
- Goffman, Erving (1963): Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gathering, New York: The Free Press, <https://doi.org/10.1017/s000305540013566x>
- Granovetter, Mark S. (1973): The strength of weak ties. *American Journal of Sociology* 78 (6): University of Chicago Press, S. 1360–1380, <https://doi.org/10.1086/225469>
- Hahn, Achim/Steinbusch, Michael (2006): Zwischen Möglichkeit und Grenze. Zur Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt (Bd. 7), Wuppertal: Verlag Müller und Busmann.
- Hamm, Bernd (1973): Betrifft Nachbarschaft. *Bauwelt Fundamente* (Bd. 40), Basel u.a.: Birkhäuser, <https://doi.org/10.1515/9783035600285>.
- Häußermann, Hartmut (2009): »Der Suburbanisierung geht das Personal aus. Eine stadtsoziologische Zwischenbilanz«, in: *Bauwelt* 12/2009. Stadt Bauwelt 181. THEMA: Abschied von Suburbia: Bauverlag BV GmbH Berlin, S. 52–57.
- Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, Wiesbaden: VS Verlag, <https://doi.org/10.1007/s11577-006-0276-z>
- Hesse, Markus (2018): »Suburbanisierung«, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (Hg.), Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung, Hannover: Verlag der ARL, S. 2629–2639.
- Honer, Anne (1994): »Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expert*innen und anderen Leuten«, in: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (Hg.), Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 20 (3), Zürich: Seismo Press, S. 623–640.
- Jupp, James (2007): »The quest for harmony«, in: Jupp, James/Nieuwenhuysen, John/Dawson, Emma (Hg.), Social Cohesion in Australia, Cambridge: Cambridge University Press, S. 9–20, <https://doi.org/10.1017/cbo9780511481574.003>
- Kusenbach, Margarethe (2008): »Mitgehen als Methode. Der »Go-Along« in der phänomenologischen Forschungspraxis«, in: Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmaier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (Hg.), Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen, Wiesbaden: VS Verlag, S. 349–358, https://doi.org/10.1007/978-3-531-91037-6_31
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung, Weinheim: Beltz Verlag.
- Lofland, Lyn H. (1973): A World of Strangers: Order and Action in Urban Public Space, Illinois: Waveland Press.
- Lupi, Tineke/Musterd, Sato (2006): »The Suburban ›Community Question‹«, in: *Urban Studies* 43 (4), S. 801–817, <https://doi.org/10.1080/00420980600597723>

- Mann, Peter H. (1954): The concept of neighborliness. *American Journal of Sociology*: University of Chicago Press, S. 163–168, <https://doi.org/10.1086/221507>
- Menzl, Marcus (2007): Leben in Suburbia. Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg: Campus Verlag.
- Münter, Angelika (2014): »Urbane Peripherie. Suburbia im demographischen Wandel«, in: Roost, Frank/Schmidt-Lauber, Brigitta/Hannemann, Christine/Othengrafen, Frank/Pohlan, Jörg (Hg.), *Jahrbuch StadtRegion 2013/2014. Schwerpunkt: Urbane Peripherie, Opladen*: Verlag Barbara Budrich, S. 19–42, <https://doi.org/10.3224/jbsr.v8i1.01>
- Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, Wiesbaden: Springer VS, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16080-7>
- RROP – Regionales Raumordnungsprogramm 2016 der Landeshauptstadt Hannover (2017), <https://www.hannover.de/Leben-in-der-Region-Hannover/Planen,-Bauen,-Wohnen/Raumordnung-Regionalentwicklung/Regionalplanung/RR-OP-2016/Unterlagen-zum-RROP-2016>
- Scheiner, Joachim (2018): »Aktionsraum«, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (Hg.), *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, Hannover: Verlag der ARL, S. 69–75.
- Schiefer, David/van der Noll, Jolanda/Delhey, Jan/Boehnke, Klaus (2012): Kohäsionsradar: Zusammenhalt messen. Gesellschaftlicher Zusammenhalt in Deutschland – ein erster Überblick, Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt, Konstanz: UVK Verlag, <https://doi.org/10.36198/9783838548333>
- Stichweh, Rudolf (2010): Der Fremde, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Abbildungen

Abbildung 1: Angelina Göb (o.J.): Interpretationsrahmen zur Illustration der Auswertungsebenen »Haltungen« und »Handlungen«

Abbildung 2: Angelina Göb (o.J.): Raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen am Beispiel von drei Untersuchungsteilnehmer*innen

Abbildung 3: Angelina Göb (o.J.): Schematische Darstellung zur Veranschaulichung des Kontinuums sozialräumlicher Situierungen und Zusammenhaltsfiguration.